

Die Gräfin von Kerninon.

Der Roman eines Lebens. Von Ludwig Bauer.

Einige Tage lang hat ganz Frankreich auf diese alte Frau gesehen, auf die Gräfin von Kerninon, die einstige Sängerin Louise Theodora in algerischen Chantans. Und Frankreich dachte nicht an den Kampf seiner Gemeindegewalten, nicht an die halb verbotenen und halb erlaubten Jeanne-d'Arc-Festern, nicht an die neuen Steuern, die Caillaud anblüht. Es blickte nach der kleinen bretonischen Stadt, wo sich zugleich mit einem abenteuerlichen Schicksal das ganze Leben der alten, den Geistes und Geisteslichen fromm ergebenden Vergangenheit entfaltete. Hier verband sich alles, um das Interesse auszuwählen: ein zugleich vulgärer und doch überaus interessanter Fall, und eine unbefangene Welt, aus der er entstand, ohne die er nicht zu denken ist. Eine Welt, in der die Auslagen der bretonischen Zeugen vom Tolmetsch ins Französische überetzt werden müssen. In welcher der Präsident des Schwurgerichts mit einer geradezu befehligen wünschenden Wildheit auf die Angeklagte losfährt, sie gar nicht sprechen läßt, alle Befestigungszeugen icieri, alle andern bedroht und den Verteidiger Henry Robert, den ersten Anwalt Frankreichs, Mitglied der Akademie, einen ruhigen alten Herrn von vollendetem Füllbart, anspricht und beleidigt. Eine Welt, für die es keine Republik, keine große Revolution und keinen Vorkriegssturm gegeben hat. Die Vertreter der Pariser Zeitungen, die nicht stark vor Verwunderung. Fleißhaft erwartet Frankreich das Urteil, es flammte in Paris, von Scheinwerfern beleuchtet, auf den Dächern der Zeitungspaläste. Man liest: Verurteilt wegen Ermordung ihres Gatten, acht Jahre Gefängnis. Aber man spürt auch, daß damit durchaus die Frage nicht beantwortet ist, ob die Gräfin ihren Gatten umgebracht hat, spürt, daß hier eine „Affäre“ wächst und glaubt nicht, daß dies das Ende sein wird.

Vor vierzig Jahren fällt in Algier eine hübsche junge Frau mit ihrem kleinen Kind ihrem Mann davon, weil dieser, ein betrunkener Schürer, sie prügelt. Er stirbt bald darauf. Sie kniet in den Säulen, einmal hört ihr dort ein junger Offizier zu, der sich da unten grenzenlos langweilt; der Graf von Kerninon, Haupt eines uralten und sehr reiches bretonischen Geschlechts, er verliebt sich in sie, sie verjagt sich ihm lange, schließlich geht sie mit ihm, und nach Jahren heiratet er sie zur Empörung seiner Familie und aller Wohlgeheimen im Lande. Niemand verachtet mit ihr, einiam leben sie auf ihrem Schloß, Streit und Jank hören nicht auf, sie will ihren Jungen in die ihr feindselige respectable Gesellschaft bringen, der Graf sorgt für ihn, laßt ihn schließlich eine Notariatskanzlei. Aber er lüchelt vor der gealterten herrlichen Frau Schuck in leichten Liebschaften, alle Dienerinnen im Hause sind seine Beute, er ist freigebig, soweit er Geld ausgegeben kann, das sie nicht kontrolliert, er klagt bei den Bauern und Fächlern über sein böses Weib, und alle helfen ihm, damit er sie nur hintergehen kann; die ganze Bretagne ist gegen sie, die fremde unablige Abenteuerin verhöhnt. Manchmal schickt er sie an die Riviera, damit sie dort in der Welt des Vergnügens verträglich wird, hofft auch, dadurch kurze Freiheit zu erlangen für seine Liebschaften. Da ist ein Stubenmädchen Bernardine, das ihm besonders gefällt; die Frau erfährt davon, erschein plötzlich in Korrika, wo das Paar einige Wochen geistesreiches Liebesplauder genießt, und legt drohend einen Revolver auf den Tisch. Fürstler wohl auch, daß der alte Graf sie verlassen und mit der jüngeren gehen wird. Der Graf wird ärmer, jenseit, um Ruhe zu gewinnen, verkauft Meiereien und Schlösser und tarnt dem entwürdenen uralten Familienbesitz nach, an allem ist die Frau schuld.

Eines Tages wird er blutend aufgefunden. Man fragt ihn, was geschehen ist. Er antwortet, er hätte geschickt mit einem Revolver gespielt. Die Schwiegertochter der Gräfin aber, zufällig anwesend, soll einem Diener gesagt haben: Sprechen Sie nicht davon, nur meinen Familienfandall! Bestreitet es aber nachher unter Eid vor Gericht. Man findet vier Kugeln im Leib des Grafen, zusammen mit der Gräfin wird er in die Klinik gebracht, sie ist um ihn, bis er operiert wird und in der Chloroformvergiftung stirbt. Der Jofe Bernadine gelang es, bei ihm einzubringen, sie behauptet, er hätte ihr gesagt, seine Frau hätte auf ihn geschossen. Einige Fächler erzählen, die Gräfin hätte gedroht, sich an dem Angetreuen zu rächen. Ein Sachverständiger erklärt, der Revolver, ein altes Modell, sei so konstruiert gewesen, daß die Schüsse nicht automatisch einander folgen konnten; daher sei es unmöglich, an eine Unpersönlichkeit des Grafen zu denken, auch hätte man da Blutspuren bemerken müssen.

Die Verhandlung wird zu einer Haherxposition für der ganzen Bretagne gegen die Gräfin, welche vom Präsidenten nur als „Louise Theodora“ angesprochen wird. Er will sie auch jetzt noch nicht nach vierzig Jahren Ehe als Gattin des Grafen ansehen, die Abenteuerin, diesen Schandfleck auf dem Wappenschild. Wäre sie ebenbürtig gewesen, aus einer „großen Familie“ und hätte bei einer Meinungsverschiedenheit auf ihren Gatten geschossen, so hätte er, hätten alle sich höflich verbeugt und den bösen Zufall beklagt; man versteht distinkt zu sein in der Bretagne bei den Standalen in Adelschloßern. Diese Hergelaufene aber hat man nun, und er fährt sie an: Sie waren eine Prostituierte, Chantansängerin, was kennt man. Er beweist es nicht, versucht es gar nicht, aber er sagt es. Sagt: Sie hatten ja kein Talent. Sagt es einer alten Frau, die vor vierzig Jahren den Leuten ihre Lieder vorsang, und Maître Robert, der schon viel gesehen hat, jedoch niemals noch

einen solchen Gerichtspräsidenten, fragt ihn nur verbindlich: Was wissen Sie davon? . . . Niemand behauptet, daß jemals die Gräfin ihren Mann betrogen hat, niemand weiß, ob sie Talent hatte oder nicht, und dennoch schneibt der Vorstehende, verpflichtet zur unparteiischen Führung der Verhandlung, sie an: Sie waren eine Prostituierte. Sie hatten kein Talent. Das ist nicht etwa bloß die physische Art, mit der schneidige Vorstehende eine Angeklagte einschüchtern und die Geschworenen beeinflussen, das ist der schäumende Haß der ganzen gutgesinnten frommen adelsläubigen bretonischen Welt; ihre volle Sympathie ist bei den Mägden, mit denen er die Alte betrog; Verhältnisse, Ehebrüche, das ist standesgemäß. Es ist wahr, diese Bernadine, die sich als aufopfernde Liebhaberin des alten Grafen hinstellt, sie, die Kronzeugin, die einzige, die vom Grafen gehört hat, gehört haben will, daß seine Frau auf ihn schöß, sie laßt sich jetzt ein Geschäft für 35 000 Frank. Aber darüber darf nicht gesprochen werden, das will der Präsident nicht.

Mehrere Ärzte sind um den Grafen tagelang; er ist bei vollem Bewußtsein, neben ihm seine Frau, die auf ihn geschossen haben soll, sie sprechen freundlich zusammen — Mörderin und Opfer — ist dies zu glauben? Sozial Selbstbeherrschung eines schwerleidenden Mannes, der sonst doch vor aller Welt über seine Frau klagt? Sozial Angst vor dem Skandal, wo doch diese Ehe, die Liebesjahre mit allen Vorzügen ein einziger ewiger Skandal seit vielen Jahren waren? Trotzdem: Was sein, vielleicht sogar wahrhaftig, daß die Gräfin auf ihn geschossen hat. Das sittenstrenge Land sagt tugendhaft: Das kommt von der nicht standesgemäßen ungesegneten Ehe. Und verjagt, daß es selbst Tag für Tag diese Frau gemartert hat Aus jedem Auge sah Feindschaft. Kein Gruß, kein gutes Wort, die Dienerschaft im Schloß strebt, alle gegen die Frau verschworen, alle voll Mitleid für den armen Grafen, voll Zustimmung zu seinen Entschlüssen. Und nun, da sie noch diesem glänzenden Hofleben teilhaftig ist und verbraucht ist, nur will er sie davonjagen, alles der Jungen, den andern Weibern geben. Alle fanden sie in Ordnung, der Präsident verbeilt, daß irgendwas gejagt wird, was das Andenken des Toten verleben könnte. Er ist mild, seelenvoll, empfindlich, dieser Präsident . . .

Anfangs war da: Das Spannende der kriminellen Aktion. Ein Mann, auf den geschossen wurde und der noch im Sterben lag: Rein, es war nichts, ein Versehen meinerseits. Die gräßliche Familie, ganz Kerninon, die fünfzig Schritt hinter der Gräfin-Mörderin und ihrer: Brut hinter dem Garde geht. Als einzige Zeugin die bezahlte Geklebte, die sich geheimnisvoll ins Sterbezimmer gedrängt hatte und sich erkundigt, wie sie ihre Rechte wahrnehmen kann. Aber dann bei der Verhandlung wurde dieses alles für die Pariser, für fast das ganze andre Frankreich nur noch ein Teil der Aktion, trat es zurück vor dem Staunen über diese fremde Welt, diesen Vorstehenden, der wie ein Inquisitor droht und schreit, ihm unbekannte Tatsachen und Bekundungen einfach nicht duldet und sich um das zusehende Paris, die hochhenden Reporter, den großen Anwalt, über ihr fassungsloses Entsetzen so gar nicht kümmert; hier, in Saint Vicur, da ist er der Herr, belobt oder tadelt er die Zeugen, bestimmt er, was gesagt werden darf, was nicht. Ist es nicht, als wollte er weniger einen Mord bestrafen als eine Meuterei sühnen? Nun hält er sie endlich gefaßt, diese sechs aus dem Schmutz emporsteigende Frau, die sich erdreistet hat, Gräfin von Kerninon zu werden, nun kann man sich an ihr rächen, kann sie verhören, quälen und foltern. Sie sorgte für ihren Sohn, die Schändliche. Sie wählte sich, als ihr Mann sie betrog, sie verachtete jene, in deren Händen er sich mit seinen Freundsinnen traf, diesen ganzen Ort, der gegen sie für den Grafen kuppelte, seht hoch die Verböhrerin.

Welch eine Strafe waren wohl für die Gräfin diese vielen Jahre mit ihrem Mann, da nur Bosheit und Verrat sie umgaben, und wie mag sie manchmal sich noch nach dem Schmutz der armenlichen Chantans von Algier gesehnt haben, da sie noch ihre Jugend hatte, noch die Louise Theodora war, die davon träumte, einmal Gräfin zu werden! Sie hat Haß mit Haß vergolten, hat viel gekämpft, und weiß sich, wenn sie schuldig ist, mühsamhaft zu behaupten, sie hofft noch immer und antwortet dem Herrn ihres Feindes: Wenn ich von hier herauströme, so werde ich nicht fliehen, ich werde arbeiten . . . Denn das Singen schien diesem Präsidenten ein Verbrechen, und, erschreckender Gebante, es könnte sein, daß es ihr einziges gewesen ist . . .

Kleine Chronik.

Die hebräische Universität zu Jerusalem, die am 1. April d. J. gegründet wurde, fand in einem von der Leipziger Zionistischen Vereinigung veranstalteten Festakte vor den Vertretern der Behörden, kultureller und wissenschaftlicher Organisationen eine eingehende Würdigung ihrer Ziele und Aussichten. Das Judentum, durch zwei Jahrtausende in alle Welt zerstreut, sieht in dem neu aufgerichteten Palästina-Staate ein Sammelbecken der zerplitterten jüdischen Energien. Bisher konnte der Jude, um seine Wertgeltung im Bunde der Menschheit beizutragen, nur auf Zeugnisse der Bergangenheit hinweisen, die zwar ehrwürdig sind, sonst aber eine modern staatsbürgerliche Kraft nicht mehr besitzen. An der Ausschließung Palästinas für heutige Kulturmethoden will und soll das so lange unproduktive Judentum seine eigenschöpferische Kraft nachweisen, und die Juden selbst haben sich in der neuen Universität Jerusalem ein Zentrum jüdischen Geistes und damit einen Resonanzboden ihres Willens zur Kultur geschaffen. Das kann zum Besten der Menschheit ausschlagen, wenn diese Erwertung zu nationalem Leben — wie es Blumenfeld,

der Führer der Zionisten in Deutschland, versprach — ein erhöhtes Volksgefühl mit dem Bestreben zum Universalismus, zum Weltbürgertum, auslöst. Jedenfalls hat sich das Judentum hier an ein Werk gebunden, das ein Wertvoller für seine Kräfte werden kann. Die in zwei Filmen gezeigten Bilder mit ihren Gegenüberstellungen aus der Zeit vor dem Beginn der Kulturarbeit und den jetzt schon sichtbaren Früchten derselben lassen die günstigen Schlüsse auf den Eifer und die Fähigkeiten der Kolonistoren zu.

Wie ein toter Monarch verzollt wurde. Der Ägyptologe Maspiro brachte einst eine wertvolle Mumie für die Sammlung des Staates nach Paris und hoffte, in Anbetracht des wissenschaftlichen Zweckes, zollfrei auszugehen. Aber der Zollbeamte, mit dem er zu tun hatte, dachte anders darüber. Als er den Kasten öffnete, fragte er: „Was ist denn das?“ Maspiro erläuterte, das sei eine Mumie der sechsten Dynastie. „Ein Pharaos?“ fragte der verblüffte Beamte. „Ich weiß wirklich nicht, welcher Zoll auf Pharaonen liegt.“ Er durchkästerte seine Tarife von vorn bis hinten, konnte aber nirgends einen Anhaltspunkt finden. Dieser Einfuhrartikel, sagte er schließlich zu Maspiro, „ist in Paris nicht vorzulegen. Ich werde daher nach der in solchem Falle üblichen Regel verfahren und den Pharaos, wie den am höchsten besteuerten Artikel der Gattung, einschätzen. Und das sind — getrocknete Fische.“ Der Gelehrte fügte sich schweigend und verzollte seinen Pharaos als getrockneten Fisch.

Der Rhythmus des Vogelfluges.

Die langwierigen Untersuchungen der Gebrüder Ostenthof über die Form des Vogelflügels sind bekannt und haben der nachbildenden Menschheit den Weg für die Gestaltung von Flugzeugtragwerken gewiesen. Jedoch ungelöst ist bis heute noch die Nachahmung des Flügelantriebs, des schwingenden Flügels.

Unter Zuhilfenahme verfeinerter Maß- und Beobachtungsgeräte, der Lupe und des Kinetographen, hat man in neuester Zeit, wie in der Reichheit für Flugtechnik und Motorluftfahrt mitgeteilt wird, versucht, hinter diese Geheimnisse der Natur zu kommen; man wollte wissen, woher die Vögel die Kraft für die Flügelschwung nehmen. Zu diesem Zwecke beobachtete man die Stellung der Flügel während des Fluges und den Rhythmus ihrer Bewegungen. Dieses auf den Film zu bannen, war der Wunsch des schweidischen Forschers Berg, als er im Herbst 1922 mit der Filmkamera dem Welken Nil in Ägypten folgte.

Die wieder heimgebrachten Filme enthielten für den Naturforscher äußerst wertvolles Material; sie gaben ihm Aufschluß über den Flug der Vögel und über ihr Leben im Süden. Eine Fundgrube von Erkenntnissen waren sie jedoch für den Wissenschaftler, für den Techniker. So waren sie dem Schwingungsforscher Schieferstein der Beleg für Behauptungen, die er längst ausgesprochen hatte, ohne sie bisher beweisen zu haben. Er hatte vor Jahren bereits gesagt, daß es den Zugvögeln nur unter Ausnützung eines raffinierten Prinzips möglich sei, weite Strecken in tagelangen Flügen zurückzulegen. Er behauptete, daß die Kette der Zugvögel einen Resonanzflug darstelle; d. h., daß sich die Flügel aller im Zug fliegenden Vögel im gleichen Rhythmus auf- und abbewegen, und zwar so, daß die Verbindungsstelle der Flügelspitzen eine symmetrische, sinusförmige Kurve darstelle. An einem bestimmten Punkt müssen alle Vögel die gleiche Flügelstellung haben. Denn — so lautete die Argumentation — der vordere Vogel erzeugt eine sich in dem Raum fortplantende Luftschwingung, deren Schwingungszahl von dem Tempo des Flügelenschlages abhängt. Beim Geschwaderflug der Zugvögel stellt sich nun jedes Tier auf den geringsten Widerstand ein, strebt also danach, seine Flügelstellung den vorüberstreichenden Luftwellen anzupassen; die Tiere suchen also alle „in Phase“ zu fliegen; das zweite Tier wird gefühlsmäßig mit einer konstanten Phasenverschiebung hinter dem ersten, das dritte hinter dem zweiten usw. herfliegen, weil so der geringste Widerstand zu überwinden bleibt, genauer Abstand gewahrt wird und die schwächeren Tiere durch die stärkeren einen Energieverlust erfahren. Hierdurch erst werden sie in die Lage versetzt, weite Flugstrecken mit diesen in gleichen Zeiten zurückzulegen. So sind die Tiere untereinander durch die umgebende Luft gekoppelt und arbeiten in Resonanz, sie sind also im Gleichschrittschritt.

Der Film hat diese Vermutungen bestätigt. Man erkennt auch, daß zwei Tiere, die in ganz geringer Entfernung voneinander fliegen, durch die umgebende Luft so fest miteinander gekoppelt sind, daß ein „Außertrittfallen“ überhaupt nicht möglich ist, daß sich also nicht nur in Resonanz fliegen, weil sie hierbei an Energie sparen, sondern daß sie bei so geringer Entfernung überhaupt nicht anders fliegen können.

Schieferstein beabsichtigt, diese Erkenntnis der Praxis nutzbar zu machen und hält die Herstellung schwingungsfähiger und abgestimmter Flugzeuge nicht nur für wünschenswert, sondern einer wirtschaftlichen Flugmethode (Geschwaderflug) zu gelangen, sondern er sieht die Herstellung von schwingungsfähigen Flugzeugen überhaupt als das zu erstrebende Endziel an, da die energieparenen Vorteile des Resonanzfluges bei Anwendung von Propellern niemals erreicht werden können.

Truff D. E.

Die Geschichte der Zerstörung Europas. Von Ija Ehrenburg.

Copyright by die Welt-Verlag, Berlin, 1925. (Nachdruck verboten.)

Als er das diäbeduperte Gesicht Tschugs erblickte, weinte Jens Boot vor Haß. Er war unteilhaftig an diesem Verbrechen, hatte aber die nötige Auffassungsgabe und reiche Erfahrung, so daß er sofort das ganze Grauen des Geschehenen ermessen konnte. Dieser Puder verlangt Rache“, sagte er laut. Tschug lächelte immer noch fort, sich am Spiegel schön zu machen, wobei er vermundert lächelte.

Als Jens Boot das sagte, begann er sich auf sein beinahe vergebliches Kind, den „Truff D. E.“. Er begriff, daß die andre Karte übertrumpft worden war, und daß die 12 000 000 Menschen Europa nicht mehr erobert würden. Nun blieb nichts übrig als die fehlerfreie Berechnung: Noch zwei bis drei Jahre Arbeit des Truff. Er wird sich rächen. Er wird Europa erobern. Und Jens Boot trocknete seine Augen und sagte kurz zu Tschug: „Neh wohl!“ Tschug aber begriff immer noch nichts. Er glaubte, daß Jens Boot sich am Tokaier zu gütlich getan hatte und brummte nur: „Gehst du weg? Nun ja! Hast du der Wirtin für den Wein bezahlt?“ Jens Boot trat auf den dunklen Platz hinaus und überlegte, wie er am schnellsten wegfahren könnte. Den Tod fürchtete er nach den Erlebnissen in Berlin und Moskau nicht mehr. Aber Eile tat not. Jens Boot ging nach der Hauptstraße durch. Dort herrschte ein ungewöhnliches Leben: es wimmelte von Rotgardisten, Weibern aus Kisten mit Kopftüchern, Handwerker

mit Ziehharmonikas, schönen Postinnen, Kasaner Tataren in ihren grellen, spitzen Kappen, polnischen Matern mit Loden bis an die Schultern, Jaddisim mit Bajes.

Es war der erste Frühlingsabend und er düstete nach der Herbstzeit der Pappeln.

Die Russen sollten am nächsten Tag ausrücken. In den dunklen Seitengängen erklang bisweilen der abgerissene traurige Laut der letzten Klänge; die Menschen, die von Osten kamen und „Dajolsch Goropu“ brüllten, waren noch nicht bis Paris gekommen, hatten aber statt dessen die Herzen vieler schöner Kasauerinnen erobert. Jemand spielte Harmonika. Es war ein sehr schöner Abend.

Als aber der goldene Schwarm der elektrischen Laternen aufblühte, ging ein betroffenes Raunen durch die Menschen. Alle Spaziergänger schauten unruhig auf die Gesichter ihrer Freundinnen, Kameraden, der Vorbeigehenden. Was für ein furchterlicher Karneval: 100 000 Pierrots mit weißen Masken.

„Ich habe Angst vor dir, Gafja. Du bist so weiß wie der Tod!“

Nach fünf Minuten war die Hauptstraße leer. Die erschrockenen Menschen flohen aus der Heiligkeit in die Dunkelheit der Gassen und Höfe.

Jens Boot ging allein durch die Felder. Er ging nach Norden, zum Meer. Seinen Berechnungen nach war das der einzige mögliche Weg. Wäplich blieb er stehen und zuckte zusammen; ein ungeschwehlicher Gebante war in seinem Kopfe entstanden. Jens Boot nahm aus der Tasche einen kleinen Spiegel und schaute sich an. Das gewöhnliche rote Gesicht, angewengt von allen Winden dieser Welt, war nicht da. An seiner Stelle war eine Gipsmaske!

Sterben konnte Jens Boot der Neugier nicht entgehen. Und siehe da! — ein rotes, windumwehtes Gesicht lächelte solet.

(Manchmal können sich sogar die kältesten Leute irren. Als Jens Boot nachts in dem Spiegel schaute, vergaß er den riesigen grünen Mond, der unmittelbar über ihm hing.)

In Kasau aber hatte der Morgen keine Erleichterung gebracht. Als die Leute sich ausjogten, entdeckten sie, daß ihre Körper auch weiß und wie mit Kalk bestreut waren.

Die Augen schmerzten und tränkten. Der Mund war ausgetrocknet. Vom Gesicht begann sich die Haut zu lösen und hing in Streifen herunter. Entsetzt stürzten die Menschen zu den Ärzten, aber kein Arzt konnte die Krankheit erkennen. Nur ein alter Waber brummte vielsagend:

„Eine orientalische Krankheit, in der Heiligen Schrift steht schon . . .“

Aber diese philosophische Bemerkung war eigentlich keine Medizin.

Gegen Abend begann die Haut zu brennen und die geschwellenen Gesichter wurden mit einmal rot. Die Menschen rasteten im Fieber. Die strigen Augen schlossen sich. Die Menschen erblindeten.

Im Wirtshaus „Zur angenehmen Begegnung“ lag auf dem Fußboden der nackte Tschug. Er hatte das Hemd abgestreift; es sah ihm, als sei es aus Eisen und zerquetscht seinen Leib. Schwarzfärbend und geschwellen glück Tschug einem gefächerten Schwein im Fleischerladen. Er erstarrte und im Ersticken röchelte er: „Dajolsch . . . dajolsch . . . dajolsch . . . Goropu! . . .“ Neben ihm lag die erblindete Banna Tschugina. Ach, durch was für Wunderlichkeiten zeichnete sich das zerstörte Europa aus! Das Mädchen hatte Tschug lieb gewonnen und versuchte sich, sterbend nach seine eiternde, blutige Hand zu fassen: „Sie sind schön, Van Tschug! . . .“

(Fortsetzung folgt.)